



Elisabeth Thadden

Elisabeth von Thadden (1890–1944)

Pädagogin aus christlichem Geist im Konflikt mit dem Nationalsozialismus

ALMUT A. MEYER

Elisabeth von Thadden wurde am 29. Juli 1890 als erstes Kind des Landrates Adolf von Thadden und seiner Frau Ehrengard geb. von Gerlach in Mohrungen/Ostpreußen geboren, also im äußersten Nordosten des damaligen Deutschen Reiches. Dass sie später im Südwesten ihren Lebensmittelpunkt finden sollte und in Heidelberg ein Lebenswerk hinterließ, das bis heute lebendig ist, das war ihr zunächst nicht vorgezeichnet, sondern war bedingt durch schmerzliche Ereignisse und günstige Fügungen.

Trieglaff/Pommern (1896–1920)

Nach der Geburt des Bruders Reinold 1891 und der Schwester Marie-Agnes 1893 ließ sich der Vater nach Greifenberg in Pommern versetzen, in die Nähe des Familiengutes Trieglaff. Dort wurden die Schwestern Helene (1896) und Ehrengard (1900) geboren. Nach dem Tode des Großvaters Reinhold und der repräsentativen Erweiterung des alten Gutshauses mit Mitteln der Mutter wurde Trieglaff 1896 zum Wohnsitz der Landratsfamilie. Das noch patriarchalisch geprägte Leben dort war bestimmt von Sparsamkeit, Pflichterfüllung und ernster Frömmigkeit, war doch der Urgroßvater Adolph Ferdinand von Thadden-Trieglaff der Gründer der pommerschen Erweckungsbewegung gewesen und der Urgroßvater mütterlicherseits Otto von Gerlach Hofprediger in Berlin. Unterricht erhielten Elisabeth und ihre Geschwister – wie damals üblich in ihren Kreisen – zunächst von Hauslehrerinnen; ihr Bruder besuchte später das Gymnasium in Greifenberg, für Mädchen aber galten andere Bildungsvorstellungen: Mit vierzehn Jahren wurde Elisabeth in ein schweizerisches Pensionat in der Gegend von Neuchâtel geschickt, wo sie ihr Französisch vervollkommen, vor allem aber auch westliche Lebensart und -kultur, die damals immer noch gesellschaftlich bestimmend waren, kennen lernen sollte. Anschließend kam Elisabeth für zwei Jahre auf das Viktoria-Pensionat in Baden-Baden, das Großherzogin Luise, eine preußische Prinzessin mit großem sozialen Engagement, gegründet hatte. Für Elisabeth war es nicht nur der erste Besuch einer deutschen Schule überhaupt und die erste Begegnung mit dem südwestdeutschen Raum, sondern auch das Erlebnis einer verhältnismäßig liberalen Atmosphäre, in der Standesprivilegien wenig galten. Aus diesem Grund war eine Schuluniform obligatorisch, die auch so etwas wie „corporate identity“ schuf, und viele Erfahrungen aus dieser Zeit wirkten später in Elisabeths eigener Institution nach.

Die für eine Gutsherrin – so die familiären Zukunftsvorstellungen – notwendigen praktischen Kenntnisse und Fähigkeiten sollte Elisabeth nun noch auf einer landwirtschaftlichen Frauenschule des Reifensteiner Verbandes in Maidburg/Westpreußen erwerben. Ehe sie aber diese Ausbildung abgeschlossen hatte, fiel ihr vorzeitig die Rolle

einer Gutsherrin durch den tragischen Umstand zu, dass ihre Mutter 1909 während einer schwierigen Schwangerschaft starb. Von nun an kümmerte sich Elisabeth um ihre jüngeren Geschwister und den Gutsbetrieb, in dem fast fünfzig Menschen beschäftigt waren, dazu um die sozialen Belange der Dorfbevölkerung, wie es guter patriarchalischer Tradition entsprach. Unterstützt wurde Elisabeth, auf deren Schultern nun mehr lastete, als ihrem Alter entsprach, durch ihre Großmutter Marie von Thadden geb. Witte, der Tochter des berühmten Dante-Forschers Karl Witte. Diese war musikalisch und literaturbewandert, und nachdem die Schwiegertochter gestorben war, zog sie wieder nach Trieglaff, ohne den Kontakt zu ihrem weiten Berliner Bekanntenkreis aufzugeben, den sie vielmehr sogar den Enkeln offen hielt. Auch Tante Hildegard, Schwester des Vaters, die Erzieherin am kaiserlichen Hof gewesen und 1908 Pröpstin des adligen Magdalenenstifts in Altenburg (eines Instituts ähnlich dem Viktoria-Pensionat) geworden war, brachte Weltläufigkeit in die Provinz. Und Elisabeth ihrerseits sorgte dafür, dass Trieglaff für Gäste aus dem großen Verwandten- und Freundeskreis weiterhin Anziehungspunkt blieb. Anders als es das Klischee vom preußischen Junkertum will, war das Leben auf Trieglaff besonders von einer großen Offenheit für soziale Fragen und Probleme gekennzeichnet. Schon im ersten Kriegsjahr 1914 gab es hier wenig nationale Begeisterung; Trieglaff lieferte die bewirtschafteten Lebensmittel ab, und jeder sah die Ernährungskatastrophe voraus. Im Januar 1915 schrieb Elisabeth an ihren Vetter, den Kinderarzt und Bakteriologen Dr. Julius Ritter in Berlin: „[...] ich möchte Dir nur sagen, dass es für mich durch alle Greuel des Krieges jetzt nur einen Weg des Ertragens und des Verstehens gibt: sicher an Gottes Hand in fester Glaubenszuversicht!“

Entscheidend für Elisabeths weiteren Weg war dann die Begegnung mit dem Berliner Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, den der Landrat von Thadden eingeladen hatte, am Erntedankfest 1916 die Predigt zu halten. Diese Einladung allein war schon bemerkenswert, denn Siegmund-Schultze hatte 1911 sein Pfarramt an der Potsdamer Friedenskirche aufgegeben. Statt vor Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu predigen, lebten er und seine Frau, eine geborene Freiin von Maltzan, in einem Arbeiterviertel im Osten Berlins und suchten die Lage der Proletarier zu bessern. Er hatte die „Soziale Arbeitsgemeinschaft“ gegründet, und nun gewann er Elisabeth von Thadden als Mitarbeiterin. Sie lud nicht nur unterernährte Stadtkinder nach Trieglaff ein, sondern half auch, Kindertransporte ins neutrale Ausland zu organisieren. Im Sommer 1918 fand die erste „Trieglaffer Konferenz“ statt, auf die sich Elisabeth gründlich vorbereitete. An Siegmund-Schultze schrieb sie am 2. März 1918: „Gibt es ein gutes, nicht zu weitschweifiges Lehrbuch über die Gewerkschaften, Konsumvereine, und ähnliche wichtige sozialdemokratische Dinge?“ Bedenkt man, dass die SPD damals noch eine Arbeiterpartei mit atheistischer Grundausrichtung war, so beweist dieses Engagement schon Elisabeths Kraft, Grenzen zu überwinden. Später schrieb Ricarda Huch über sie: „Man vergaß im Umgang mit ihr zunächst Herkunft, Stand, Beruf und empfand sie menschlich und persönlich, obwohl sie den Charakter ihrer Heimat und ihrer Arbeit deutlich darstellte.“¹

Heuberg und Salem (1920–1926)

Die Arbeit, die Ricarda Huch meinte, ihre eigentliche Arbeit, fand Elisabeth von Thadden endgültig nach einem schmerzlichen Einschnitt in ihrem Leben. Als sich ihr Vater 1920 wieder verheiratete, räumte Elisabeth ihren Platz als Gutsherrin der jüngeren Stiefmutter und ging nach Berlin an die Soziale Frauenschule der Dr. Alice Salomon, wo die nun Dreißigjährige – gezwungen, selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen – eine Kurzausbildung absolvierte, die ihr zwar keine Staatsanstellung, aber doch eine echte Berufstätigkeit ermöglichte. In dieser Zeit vertiefte sich die Freundschaft mit Siegmund-Schultze und dessen Frau, entstanden aber auch neue Kontakte, so zu Anna von Gierke, Gertrud Bäumer, Helene Lange, also den Vertreterinnen der sozialen Frauenbewegung, und sie hörte Adolf von Harnack oder auch Rudolf Steiner, nonkonforme Menschen, die nach neuen Wegen suchten.

Ihre erste berufliche Tätigkeit fand Elisabeth durch die badische Regierungsrätin Dr. Marie Baum, Preußin wie sie, Frauenrechtlerin und eine der ersten weiblichen Abgeordneten in der Weimarer Nationalversammlung. 1920 hatte Marie Baum das Wohlfahrtsreferat im badischen Innenministerium übernommen und engagierte sich besonders für die Kindererholungsstätte Heuberg (bei Stetten am kalten Markt im südöstlichen Baden), deren pädagogisches Konzept der Jugendbewegung und der Reformpädagogik entstammte und die überkonfessionell, was damals noch keineswegs üblich war, und länderübergreifend organisiert war; für das Ganze trug das badische Innenministerium die Verantwortung. Und Marie Baum holte nun Elisabeth von Thadden, die in sozial engagierten Kreisen schon einen gewissen Ruf genoss, auf den Heuberg, wo diese im April 1921 als evangelische Erziehungsleiterin begann; nach organisatorischen Veränderungen übernahm sie 1922 die gesamte Wirtschaftsleitung, wofür sie ja die besten Voraussetzungen mitbrachte. So ließ sie – höchst sinnvoll in der Inflationszeit – Schweine anschaffen, denn bei der Verpflegung von 3000 Kindern fiel eine Menge Küchenabfall an, der verfüttert werden konnte. Zeitweilig hatte sie stellvertretend die Leitung der ganzen großen Einrichtung inne, die freilich im Winter geschlossen war. Dennoch sehnte sie sich nach einer Aufgabe, in der sie völlig aufgehen konnte, die vielleicht auch die fehlende eigene Familie, auf jeden Fall das heimatliche Trieglaff ersetzen konnte.

Bei einem Ausflug auf die Insel Mainau traf sie zufällig mit Prinz Max von Baden zusammen, der sie nach Salem am Bodensee einlud. In der ehemaligen Zisterzienserabtei Salem, die seit der Säkularisation im Besitz des Hauses Baden ist, hatte Prinz Max, der in dem einschneidenden Jahr 1918 Reichskanzler gewesen war, zusammen mit Kurt Hahn, seinem Privatsekretär, ein Landerziehungsheim gegründet, das den liberalen Vorstellungen des Reformpädagogen Hermann Lietz verpflichtet war sowie die englischen Public Schools zum Vorbild hatte. In dieser für damalige Zeiten avantgardistischen Internatsschule übernahm Elisabeth von Thadden 1925 die Verantwortung für eine Internatsgruppe, also für eine sehr viel familiärere Situation, als es der weitläufige Heuberg mit den regelmäßig wechselnden Kindergruppen darstellte. Und dennoch, so freundschaftlich sich auch das Verhältnis zu Max von Baden entwickelte, glücklich fühlte sich Elisabeth in Salem nicht; denn bei allem gegenseitigem Respekt und persönlicher Wertschätzung waren doch die Meinungsverschiedenheiten bezüglich des pädagogischen Konzepts zwischen ihr und Kurt

Hahn zu groß. Elisabeth, die nie die bildungsbürgerliche Atmosphäre eines städtischen Gymnasiums kennen gelernt hatte und der darum auch das „Feindbild“ der Landerziehungsheimbewegung fehlte, lehnte zum einen die Koedukation ab, keineswegs aus reaktionärer Haltung, sondern im Gegenteil um der weiblichen Emanzipation willen (was ja auch noch im 21. Jahrhundert ernsthaft diskutiert wird). Zum anderen aber ging es Elisabeth vor allem um die rechte Mitte: Nur der christliche Glaube konnte letztlich Sinn und Halt im Leben geben – und im Sterben, wie sie es selbst später bezeugt hat.

Als Elisabeth von Thadden am 1. April 1926 zum Schuljahrsende Salem verließ, war das so aufrichtig wie wagemutig, denn eine neue Tätigkeit hatte sie noch nicht in Aussicht. Allerdings war der Wunsch, etwas Eigenes, ihrer Herkunft und ihrem Wesen Gemäßes zu beginnen, in ihr gereift, unterstützt von ehemaligen Mitschülerinnen des Viktoria-Pensionats, das 1924 geschlossen worden war, so dass im südwestdeutschen Raum eine Internatsschule für Mädchen fehlte, die Traditionsbewusstsein mit badischer Liberalität verband. Im Hause ihrer jüngsten Schwester Ehrengard, die seit ihrer Verheiratung mit dem Historiker Percy Ernst Schramm in Heidelberg lebte, fand Elisabeth nun Aufnahme, und sie nutzte die Zeit, um Vorlesungen an der Universität zu besuchen, gleichzeitig aber auch Kontakte zu knüpfen. Elisabeth fehlte es zwar an weiblicher Anmut, kraft ihrer Persönlichkeit keineswegs aber an Anziehungskraft. Dank ihrer Unvoreingenommenheit und ihrer Offenheit für aktuelle Fragen und Probleme kam sie leicht ins Gespräch mit profilierten Menschen, gerade auch Männern, die damals in der Regel noch die entscheidenden Positionen innehatten, und diese Gabe sollte sich schon bald als sehr hilfreich erweisen. Zunächst war es ihr Schwager Schramm, zu dem sich eine so gute Beziehung entwickelte, dass sich auch das Verhältnis zu Ehrengard harmonisierte, die in ihrer Kindheit doch unter der strengen Erziehung ihrer ältesten Schwester gelitten hatte.

Heidelberg-Wieblingen (1926–1939)

Im Sommer 1926 erfuhr Ehrengard Schramm, dass Freiherr Udo Karl von La Roche-Starkenfels sein Anwesen in Wieblingen, einem Ort neckarabwärts, der 1920 nach Heidelberg eingemeindet worden war, wieder zu verpachten gedenke. Ehrengard rief ihre Schwester, die eben auf Verwandtenbesuch war, sofort zurück, und die erste Besichtigung wurde für Elisabeth zum Kairós: Wie im heimatlichen Trieglaff gab es in Wieblingen ein Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert, das durch Turm und Anbau kurz nach 1900 zum „Schloss“ geworden war, mehrere Nebengebäude und vor allem ein großes, von einer Buntsandsteinmauer umschlossenes Parkgelände, auf dem sich auch noch eine gotische Kapelle befand, der Rest der ehemaligen mittelalterlichen Pfarrkirche. Dieses Anwesen begriff Elisabeth von Thadden sofort als den idealen Ort für ein christliches Mädcheninternat, wie es ihr vorschwebte. Wieblingen war damals teilweise noch bäuerlich geprägt, aber schon durch eine Straßenbahn an die Stadt angebunden, so dass alle Vorzüge der Universitätsstadt, die zudem weltweit bekannt war, genutzt werden konnten.

Mit der ihr eigenen Energie begann Elisabeth von Thadden unverzüglich, die finanziellen Voraussetzungen für ihr Vorhaben zu schaffen, die sie durchaus realistisch abschätzte. Ihr persönliches Barvermögen war gering, aber es gelang ihr, Kapital sowohl von der Inneren Mission in Berlin als auch von der badischen Landeskirche zu erhalten, die Elisabeths Plan

größtes Wohlwollen entgegenbrachte, da es in Baden damals keine evangelische Schule in kirchlicher Trägerschaft gab, anders als zum Beispiel in Württemberg schon seit der Reformation. So unterstützten Klaus Wurth, Kirchenpräsident der Landeskirche, und Ludwig Schmitthener, Vorsitzender des Badischen Landesvereins für Innere Mission, den Antrag an das Badische Innenministerium, in dem Elisabeth von Thadden im September 1926 um die Genehmigung einer Privatschule mit drei Klassen nachsuchte. Sie selbst wolle die pädagogische und wirtschaftliche Leitung des Landerziehungsheims übernehmen, und Dr. Heinrich Albert solle als Schulleiter für die wissenschaftliche Ausbildung der Schülerinnen verantwortlich sein.

Schon im November 1926 erhielt Elisabeth von Thadden die Genehmigung zur Errichtung einer nichtstaatlichen Lehranstalt, in der für den Unterricht der Lehrplan eines badischen Realgymnasiums zu gelten hatte. Im folgenden Monat konnte sie den Pachtvertrag mit Freiherrn von La Roche abschließen, und mit Beginn des Schuljahres im April 1927 öffnete das „Evangelische Landerziehungsheim für Mädchen, Schloß Wieblingen“ seine Tore. Zunächst 16 Schülerinnen wurden in zwei Klassen (einer Untersekunda und einer Frauenschulklasse) unterrichtet, nach den Sommerferien kamen noch zehn hinzu. Nicht nur altersmäßig handelte es sich also um eine ziemlich homogene Gruppe von Jugendlichen, sondern auch bezüglich der Herkunft, sozial wie geographisch, denn in der VP-Zeitung, dem Rundbrief des Vereins der ehemaligen Schülerinnen des Viktoria-Pensionats, wurde mehrfach auf Elisabeths Neugründung hingewiesen und in den folgenden Jahren immer wieder werbend berichtet. Und die Wertvorstellungen des Viktoria-Pensionats, die ja auch ihrer eigenen Herkunft entsprachen, waren für Elisabeth von Thadden wirklich wichtig, trotz der Bezeichnung „Landerziehungsheim“, die eine andere Ausrichtung nahe legte, denn im Schulprospekt von 1927 ist die Rede von den „wertvollen religiösen und sittlichen Gütern, die im Viktoria-Pensionat gepflegt wurden“, von „Erziehung zu klarem evangelischen Bewußtsein; Sichern der wissenschaftlichen Grundlagen als Vorbereitung auf spätere Frauenberufe“, von „Pflichttreue“, „Ordnung“ und „Reinlichkeit“.

Das Prägende und unverwechselbar Besondere im Wieblingener Internat, wie es viele Ehemalige bezeugt haben (der lehrplanmäßige Unterricht hingegen unterschied sich kaum von dem an anderen Schulen), waren Elemente, die keiner pädagogischen Theorie oder Strömung entstammten, sondern allein aus der Intuition Elisabeth von Thaddens kamen: Bei aller gelegentlichen Schroffheit und auch Strenge, die freilich damals weithin selbstverständlich war, vermittelte die Internatsleiterin den jungen Mädchen, die ja nicht alle aus eigenem Wunsch nach Wieblingen kamen, doch ein Gefühl der Geborgenheit, sie nahm Rücksicht auf Heimweh und schwierige Seelenlagen, ebenso auf individuelle Interessen und auffällige Begabungen. Jede der ihr Anvertrauten sollte sich entwickeln können zu einer starken Persönlichkeit, geradlinig und aufrecht. In einer großen familiären Hausgemeinschaft, wie sie sie in ihrer Jugend auf den ostdeutschen Gütern kennen gelernt hatte, lebte Elisabeth mit ihren Internatsschülerinnen. Charakteristisch dafür waren die wöchentlichen „Gemeinsamen Abende“ in ihrem privaten Wohnzimmer, bei denen Elisabeth vorlas oder erzählte, während die Mädchen handarbeiteten. Darüber hinaus bot sie – ihre vielfältigen Beziehungen nutzend – den Mädchen alles, was sie selbst interessierte und für wertvoll hielt, vielleicht auch teilweise in ihrer Jugend vermisst hatte: von Kammerkonzerten und Vorträgen im Gartensaal des Schlosses über Vorstellungen im Mann-



heimer Nationaltheater und eigenen Aufführungen der Wieblingerrinnen in Heidelberg bis zu kulturgeschichtlichen Exkursionen in die Umgebung, beispielsweise nach Maulbronn; Fahrradtouren, Mitarbeit bei der Weinlese in der Pfalz und schließlich bis zu den großen Fahrten mit einem gemieteten Bus, was damals noch wenig verbreitet war, nach Italien oder auch zur Weltausstellung in Paris 1937. „Erlebnispädagogik“ würde man das heute nennen, und im Bewusstsein der Ehemaligen spielen diese Unternehmungen auch eine große Rolle, wie ihre Fotoalben beweisen; ebenso die Feste, die Elisabeth über das Traditionelle hinaus mit Stilgefühl und Phantasie inszenierte, boten doch Park und Schloss, das damals noch teilweise mit Möbeln aus der Biedermeier- und Gründerzeit ausgestattet war, einen besonders reizvollen Rahmen. Einmal wurde sogar ein Schiff gemietet, mit dem die als Wassergeister verkleideten Mädchen den Neckar hinabfuhren, um ein Hochzeitspaar aus der Mitarbeiterschaft zu überraschen.

Stilvoll ging es überhaupt zu, im Rahmen des Möglichen: Gegessen wurde an Tafeln, die mit Damasttüchern und Silber eingedeckt waren, hatte doch jede Schülerin neben vielen anderen Dingen von zu Hause ein siebenteiliges Besteck mitzubringen, und Hausmeister Walter Staeger schlüpfte zum Servieren in die Rolle des Herrschaftsdieners. Stil hatte auch die Internatskleidung, die sich im Schnitt an der funktionalen Reformmode orientierte, einen Spielraum bezüglich Farben und Stoffen zuließ, wobei zwischen Alltags- und Sonntagskleid, Vormittags- und Nachmittagskleid unterschieden wurde, eine Kleidung, die aber doch das Gruppengefühl stärkte, ohne an Uniformen zu erinnern.

Sicheres gesellschaftliches Auftreten sollten die Mädchen lernen, um sich später auch in der Berufswelt behaupten zu können, besonders diejenigen in der so genannten Frauenschule, einem einjährigen Lehrgang für Mädchen, die schon einen mittleren Schulabschluss hatten. Sie erhielten neben dem Unterricht in „Bildungsfächern“ auch Unterweisung in

Hauswirtschaft, Säuglingspflege und Gartenarbeit, wie es Elisabeth selbst in Maidburg kennen gelernt hatte. Ehemalige Frauenschülerinnen berichteten später, dass sie weder Kochen noch Nähen gelernt, aber viel von den kulturellen Angeboten profitiert hätten, die ja eben auch das Besondere im Wieblinger Internat waren.

Dem christlichen, keineswegs im engen Sinne evangelischen Profil, wie es Elisabeth von Thadden ein besonderes Anliegen war, entsprach es, dass der Tag im Internat für alle Schülerinnen und Beschäftigten mit einer Andacht in der Schlosskapelle anfang und endete, deren Instandsetzung gleich nach der Übernahme der Gebäude eingeleitet worden war. Meist hielt die Leiterin selbst die Andachten in der Form, wie sie in frommen evangelischen Häusern üblich war, nämlich mit Lesung, Gebet und Choral. In den Augen der Schülerinnen war das mehr ein Ritual als zu Herzen gehend. Aber neben dem Religionsunterricht, der – wie die Visitationsberichte ausweisen – auch nicht außergewöhnlich war, gab es doch anderes, das wirklich aus dem Rahmen des Üblichen fiel: so im Jahr 1931 ein Besuch der Heidelberger Synagoge, in der die Wieblinger von Rabbiner und Kantor empfangen wurden, in Begleitung von Dekan Otto Schlier. (Otto Schlier hatte – wie übrigens auch O. Frommel und H. Maas – engen Kontakt zu dem Heidelberger Philosophen und späteren Theologen Prof. Hans Ehrenberg und zum Volkskirchenbund, dem Vorgänger der badischen Religiösen Sozialisten, und war deswegen schon 1919 Angriffen aus dem rechten Lager ausgesetzt gewesen.) Wieder wirkten sich Elisabeths Kontaktfähigkeit und ihre Gabe, profilierte Menschen für ihre Institution zu interessieren, aus: so zum Beispiel als Gastredner Hanns Lilje, den späteren Landesbischof von Hannover, damals Generalsekretär der „Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung“, in dessen Leitung auch Elisabeths Bruder Reinold tätig war. Entscheidend war – wie sich in der Folgezeit zeigte –, dass Elisabeth von Thadden mit großer Souveränität Pfarrer ihrer Wahl für die Unterweisung und die Gottesdienste in ihrem Institut gewann, wobei sie Prof. Dr. Otto Frommel, Pfarrer an der Christuskirche, beraten haben durfte. (Dieser war 1901–1907 Hofprediger in Karlsruhe gewesen und hatte in diesen Jahren Religions- und Literaturstunden im großherzoglichen Viktoria-Pensionat erteilt. So ergab sich die Beziehung zu ihm ganz natürlich, als Elisabeth 1926 nach Heidelberg kam. – Der damalige Wieblinger Gemeindepfarrer Heinrich Neu kritisierte, dass sie sich wie eine ostelbische Patronatsherrin verhalte, womit er nicht ganz unrecht hatte.) Ihre Schülerinnen besuchten entsprechend von Anfang an auch nicht den Konfirmandenunterricht des Wieblinger Pfarrers, sondern wurden – durchaus mit Einverständnis des Oberkirchenrates in Karlsruhe – in den ersten Jahren durch Pfarrer Adolf Niden von der Kapellengemeinde, später von Stadtpfarrer Hermann Maas unterwiesen und in der Wieblinger Schloßkapelle konfirmiert. (Den Kontakt zu Hermann Maas hatte möglicherweise Friedrich Siegmund-Schultze hergestellt, der mit diesem in der deutschen Sektion des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen zusammenarbeitete, welche 1928 in Heidelberg tagte.)

Anpassung und Widerstand (1933–1938)

Wertvorstellungen und Herkunft, wie sie Elisabeth von Thadden zueigen waren, mussten notwendig zum Konflikt mit der nationalsozialistischen Ideologie führen – so jedenfalls erscheint es in der Perspektive der Nachgeborenen. Im Jahre 1933 aber war die Unvereinbarkeit noch keineswegs deutlich, vor allem nicht für nationalkonservativ geprägte Menschen, und so stand Elisabeth von Thadden, die zudem nicht zur politischen Analyse veranlagt war, zunächst der neuen Bewegung positiv gegenüber, zumal diese sich ja anfangs auch christlich und sozial gebärdete. In ihrem Beitrag „Die Bedeutung Wieblingens als Landerziehungsheim im neuen Deutschland“ für die VP-Zeitung Nr. 28 vom November 1933 schreibt Elisabeth von Thadden:

„Die Landerziehungsheime haben mehr Möglichkeiten als andere Schulen, durch die Erziehung der deutschen Jugend zu deutschen Volksgenossen, zu vollbewußten Gliedern des nationalsozialistischen Staates, das neue Deutschland mitbauen zu helfen [...] Schon der Gemeinschaftsgedanke schließt Disziplin und Führerbegriff in sich. Das geht bis zur direkten Ausbildung von Führernaturen durch die Ämter der Klassenältesten, Zimmerältesten und Helfer der Schulgemeinde.“

In der damals aktuellen Sprache drückte Elisabeth von Thadden ihre eigenen Vorstellungen aus, die unter Umständen sogar konträr waren: Die Schüler selbstverwaltung, auf die sie verweist, hatte ihre Wurzel in der liberal-demokratischen Pädagogik Kurt Hahns und war somit unvereinbar mit dem nazistischen Führergedanken.

Die wenigsten Probleme hatte sie damit, soziale und karitative Einrichtungen wie zum Beispiel die „Winterhilfe der NS-Frauenschaft“ zu unterstützen. Natürlich war es unvermeidlich, dass Schülerinnen dem BDM beitraten, aber innerhalb der Schule wurde alsbald eine eigene „BDM-Mädelschaft“ gegründet, deren Leitung jeweils Lehrerinnen innehatten, so dass der Ideologisierung Grenzen gesetzt waren. Deshalb verlängerte Elisabeth von Thadden auch nicht den Lehrauftrag des neuen Wieblingener Pfarrers Hans Bähr, Nachfolger von Pfarrer Neu, der im Schuljahr 1933/34 eine Stunde Religionsunterricht in der Frauenschule erteilte: Bähr war ein entschiedener Nationalsozialist, der schon 1932 in die NSDAP eingetreten war, und folglich auch Deutscher Christ.

Im Jahr 1934 tat Elisabeth von Thadden einen entscheidenden Schritt, der einen Anhaltspunkt bietet für die Beurteilung, wie weit von Anpassung, gar Übernahme nationalsozialistischer Vorstellungen zu sprechen ist oder eben nicht, wenn in der Folgezeit Formulierungen im Schulprogramm geändert wurden oder Elisabeth mit ihren Schülerinnen nach Karlsruhe fuhr, um dort den „Führer“ reden zu hören: Am 1. November 1934 trat Elisabeth von Thadden der „Bekennenden Kirche“ bei, die sich ein halbes Jahr zuvor in Barmen konstituiert hatte. Erst kürzlich tauchte das von Hermann Maas gegengezeichnete Dokument wieder auf, in dem es heißt: „Ich bin nicht Mitglied der ‚Deutschen Christen‘. Mit Gottes Hilfe bin ich bereit, nach Kräften die Arbeit der Bekenntnisgemeinschaft zu fördern, denn ich halte die Heilige Schrift nach der Auslegung der Bekenntnisse für die einzige und unantastbare Grundlage der Kirche und ihrer Verkündigung.“⁴² Sicher ist Elisabeth bei ihrer Entscheidung auch durch ihren Bruder Reinold bestärkt worden, der bereits vor der Barmer Bekenntnissynode in Pommern die dortige „Bekennende Kirche“ gegründet hatte.

Elisabeth, die Preußerin, die pietistisch-protestantisch und eben auch obrigkeitstreu geprägt war, muss sich der Tragweite ihres Schrittes bewusst gewesen sein nach dem, was sich seit der „Machtergreifung“ in ihrem Bekanntenkreis ereignet hatte: Die Sozialpädagoginnen Alice Salomon und Anna von Gierke durften an den von ihnen gegründeten Einrichtungen in Berlin wegen ihrer „nichtarischen“ Herkunft nicht mehr weiterarbeiten; aus dem selben Grund verlor Marie Baum ihre Ämter. (Der Protest gegen den so genannten „Arierparagraphen“ hatte ja auch zur Gründung der „Bekennenden Kirche“ geführt.) Und Elisabeths väterlicher Freund Siegmund-Schultze war verhaftet und ausgewiesen worden. Pfarrer Hermann Maas, der im Juli 1933 von einer Palästina-Reise – einem zu diesem Zeitpunkt schon anrühigem Unternehmen – zurückgekommen war, wurde von der NSDAP öffentlich als „Judenpfarrer“ diffamiert und sollte an seiner weiteren Amtsführung an der Heiliggeistkirche gehindert werden. Elisabeth setzte sich mutig über den befreundeten Oberst Walter von Reichenau (Vater einer ehemaligen VP-Schülerin und später noch öfter hilfreich aufgrund seines goldenen Parteiabzeichens) für ihn ein, erhielt sogar über einen Rechtsanwalt einen beruhigenden Bescheid; die Angriffe auf Maas gingen aber zunächst weiter und wurden wohl nur mit Rücksicht auf dessen Bekanntheit im Ausland eingestellt. Ein Bekenntnis war es dann ohne Zweifel, wenn Elisabeth mit ihren Schülerinnen regelmäßig die Gottesdienste in der Heiliggeistkirche besuchte.

Zunächst blieb Elisabeth von Thadden, die freilich ihre Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche nicht publik gemacht hatte, sogar unbehelligt, was sicher auch an den besonderen Verhältnissen in Baden lag, dessen liberale Tradition nachwirkte. Die Schule entwickelte sich günstig: Im Herbst 1934 waren es 67, 1935 schon 95 Schülerinnen, von denen allerdings nur 55 im Internat wohnten. (Auf Anraten von Dr. Paul Rave, Schulleiter ab 1930, hatte Elisabeth von Thadden auch Externen die Schule geöffnet, um diese besser ausbauen zu können.)

Im Jahre 1936 aber drohte dem Landerziehungsheim Gefahr. Zu einer Zeit, als die Belastungen der Einrichtung durch Darlehen noch relativ hoch waren, teilte das Heidelberger Stadtrentamt mit, dass für die Berechnung der auf dem Wieblinger Anwesen lastenden Steuern für das Jahr 1936 von einer Gemeinnützigkeit des Unternehmens (die seit 1933 anerkannt war, nachdem schon 1928 ein eingetragener Verein als Träger gegründet worden war) nicht mehr ausgegangen werden könne. Die drohende wirtschaftliche Katastrophe konnte Elisabeth von Thadden gemeinsam mit dem Rechtsanwalt Freiherr Dr. Oswald von Campenhausen, seit 1933 Vorsitzender des Trägervereins, abwenden, da der damalige Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus einsah, dass die Schließung oder Verlegung des Landerziehungsheims einen erheblichen Ausfall von Steuereinnahmen für die Stadt bedeuten würde.

Viel bedrohlicher für Elisabeths Einrichtung war die generelle Einstellung der NS-Gremien gegenüber Privatschulen und insbesondere Konfessionsschulen. Bereits 1933 war von verschiedenen Partei- und Staatsstellen angekündigt worden, dass man konkurrierende Erziehungseinflüsse auszuschalten gedenke. Die prekäre Lage der Wieblinger Einrichtung ist erkennbar in einem Bericht des kirchlichen Schulreferenten Dr. Heinrich Brauß (DC) vom Frühjahr 1936 an den Reichskirchenausschuss in Berlin:

„In unserem Kirchengebiet besteht nur eine evang. Lehranstalt privaten Charakters, nämlich das ‚Evang. Landerziehungsheim für Mädchen Schloß Wieblingen‘ bei Heidelberg. [...] Neuerdings wurde das ganze Objekt der Landeskirche zum Erwerb angeboten. Der Oberkirchenrat hat indes Bedenken, den Kauf zu vollziehen, da ihm das gesamte Schulproblem keineswegs so durchsichtig erscheint, dass er ein Anwesen wie das erwähnte zum etwaigen Zweck der Errichtung und Betreibung eines konfessionellen Lehrinstituts ohne weiteres erwerben wollte.“³

Im gleichen Jahr nun richtete der Vorsitzende des Wieblingener Trägervereins, von Campenhausen, eine „streng vertrauliche Anfrage“ an die Herrnhuter Direktion, um zu erfahren, wie man dort die Lage einschätze, „weil die Zukunft, insbesondere derjenigen Privatschulen, welche konfessionellen Charakter besitzen, gefährdet erscheine“.⁴ In diesem Kontext wird einsichtig, warum die Schule in „Landerziehungsheim für Mädchen“ umbenannt wurde. (Aus einem anderen Grunde dürfte dies Elisabeth nicht schmerzlich sein, gab es doch mehrere katholische Schülerinnen. Sie selbst hatte Kontakt zur Una-Sancta-Bewegung und ihrem Gründer, dem Freiburger Diozösanpriester Max Joseph Metzger, der 1943 hingerichtet wurde.) Auch die Erziehungsleitsätze wurden neu formuliert. Man erzog nun „zu christlichem Bewußtsein im Sinne des Evangeliums“ und stellte die Verbindung zum „positiven Christentum des Parteiprogramms“ her (das zu diesem Zeitpunkt schon obsolet war, denn bereits 1935 hatte die neuheidnische Propaganda eingesetzt und die „Deutschen Christen“ wurden der Partei zunehmend gleichgültig). Wo 1932 noch vom Verantwortungsgefühl „gegenüber sich selbst, dem Nächsten und dem Ganzen“ die Rede war, hat man in dem Schulprospekt vom Dezember 1936 eine zeitgemäße Veränderung vorgenommen: In Wieblingen sollte von nun an das Verantwortungsgefühl „gegenüber dem Volksganzen, dem Nächsten und sich selbst“ gestärkt werden.

Dass die Wieblingener Schule sich noch eine Weile halten konnte – immerhin wurde die Zahl der privaten höheren Schulen im Deutschen Reich allein zwischen 1936 und 1939 von 353 auf 137 reduziert –, lag ohne Zweifel an den spezifischen Verhältnissen in Baden, wie sie Elisabeths Schwester Ehrengard in einer Rede 1947 charakterisierte:

„Mit den Ortsgewaltigen der Partei ließ sich meistens reden. Ihnen genügte es im allgemeinen, wenn sie guten Willen sahen. Was die Leute sich eigentlich dachten und vor allem, welcher religiösen Überzeugung sie waren, das interessierte sie hier zunächst nicht allzu viel. Übrigens legte man Wert auf die Wieblingener Anstalt. Man war stolz darauf, dass prominente Leute des Auslandes ihre Töchter hierher schickten, was im übrigen Reich seltener wurde und dann ganz aufhörte. Den christlichen und konservativen Anstrich der Schule nahm man dafür schließlich in Kauf, auch schon in einer Zeit, als der Kirchenkampf in Gang kam und man eigentlich hätte mißtrauisch werden können, weil im Zusammenhang damit Angehörige der Familie der Vorsteherin gefangen gesetzt wurden.“⁵

Nur auf diesem Hintergrund ist zu verstehen, dass Elisabeth von Thadden, ohne dass Maßregelungen erfolgten, die Veranstaltungen der Bekenntnisgruppe Heidelberger Theologiestudenten besuchte oder sich auch exponierte, indem sie ihre Schülerinnen am 2. Advent 1936 das Oberuferer Christgeburtsspiel in der Heiliggeistkirche aufführen

ließ, worüber dann Hermann Maas im Gemeindeblatt schrieb: „Dank an alle die Schülerinnen des Landerziehungsheims. Denn sie haben ja einfach alle mitgewirkt. [...] Und schließlich, um *einen* Namen zu nennen, an die Leiterin, die die erste Anregung gab und die Seele des Ganzen ist, Fräulein Elisabeth von Thadden.“

Abgesehen davon, dass diese wie auch Marie Baum den Heiliggeistpfarrer bei seinen Hilfsmaßnahmen für die jüdischen Mitbürger unterstützte, nahm sie auch Schülerinnen „nichtarischer“ Herkunft auf, die immer weniger in staatlichen Schulen geduldet wurden, zum Beispiel Irmgard Zarden, „jüdischer Mischling ersten Grades“, die später erzählte, dass Elisabeths Schule in den entsprechenden Kreisen als „nazifrei“ galt. So konnte auch Professor Max von Waldberg (Germanist und Doktorvater von Joseph Goebbels!) kurz vor der Reichspogromnacht seinen wertvollen Flügel im Schloss unterbringen. Verständlicherweise ist manches von Elisabeths Aktivitäten nur andeutungsweise und mündlich überliefert, denn jedes Abweichen vom offiziellen antisemitischen Kurs konnte das eigene Leben gefährden. So soll sie plötzlich während des Schuljahres im Internat Mädchen untergebracht haben, die nach kurzer Zeit wieder verschwanden, wenn die Eltern die Emigration oder Flucht vorbereitet hatten. In große Schwierigkeiten kam Elisabeth von Thadden schon, als Beatrix von Bismarck, die zusammen mit Owanta von Sanden-Guja eine Mannheimer Oberschule besuchte, um dort Abitur zu machen (in Wieblingen war erst 1942 die Oberstufe voll ausgebaut), sich ungeschützt kritisch zur nationalsozialistischen Behandlung der Juden äußerte, folglich der Schule verwiesen wurde und zusammen mit ihrer Wieblingener Kameradin Owanta vor ein Jugendparteigericht in Karlsruhe kam. Dass nichts Ernsthaftes passierte, dürfte wiederum Oberst von Reichenau mit dem goldenen Parteiabzeichen zu verdanken gewesen sein. Dessen Tochter Hertha von Reichenau wurde 1938 in den Vorstand des Trägervereins – dem damals außer Freiherr von Campenhausen auch immer noch Oberkirchenrat Dr. Otto Friedrich und Pfarrer Dr. Frommel angehörten – nachgewählt, wo sie bis 1940 verblieb. Und der zuständige Referent im badischen Kultusministerium stellte im Februar 1940 fest: „Die Schule wird geleitet von Fräulein von Thadden. Irgendwelche politische Bedenken gegen ihre Person sind niemals gemacht worden.“⁶

Tutzing (1939–1941)

Schon ein Jahr später hatte sich die Einstellung der Behörden diametral geändert, nachdem Elisabeth von Thadden 1939 eine Entscheidung getroffen hatte, deren Folgen nicht vorauszusehen gewesen waren: Da zu Beginn des Krieges die Wieblingener Liegenschaften von der Wehrmacht beschlagnahmt wurden, um ein Reservelazarett einzurichten, und das Landerziehungsheim ein Ausweichquartier suchen musste, entschloss sich Elisabeth von Thadden, das Internat ab 1. Oktober 1939 nach Tutzing am Starnberger See zu verlegen, wo sie das Hotel Simson hatte mieten können, während die externen Schülerinnen unter Leitung von Paula Schenkel in zwei Wieblingener Nebengebäuden weiter unterrichtet wurden. Der Umzug wird im Adventsrundbrief 1939 von Elisabeth geschildert und begründet:

„Es war keine Kleinigkeit, mit Sack und Pack für 100 Menschen aus- und wieder einzuwandern. Es ging aber nicht anders. Denn unseren Eltern, besonders den

norddeutschen, war eine zu große seelische Belastung, ihre Töchter im fernen Operationsgebiet zu wissen, 60 km von der französischen Front – von Ostpreußen, Pommern oder Holstein aus sehr nahe! Zahllose Väter, Brüder oder Schwäger unserer Schülerinnen sind im Feld, ländliche Mütter auf einsamen Gütern ohne Autos oft allein. Ich mußte diesen Müttern die Sorgen erleichtern helfen. Unsere 84 Schülerinnen waren bei Ausbruch des Krieges ja noch in den Ferien, ihre 84 Koffer mußten gepackt werden – viele Bücher, Lehrmittel aller Art, z.B. das Epidiaskop, Turngeräte, Nähmaschinen, Geschirr, Wäsche, Silber, Bettzeug für die Erwachsenen, Gartenprodukte in zahllosen Weckgläsern, Dosen und Eimern, 120 Zentner Äpfel vom Dilsberg, Koks, der Konzertflügel, ein Klavier, meine persönlichen Möbel und Bilder, um wenigstens ein heimatliches Wieblinger Zimmer in Tutzing zu haben für unsere gemütlichen Abende. Eines kam zum anderen, bis schließlich 6 Waggons rollten.“

Elisabeths Tatkraft und Organisationstalent hatten sich wieder einmal bewährt; auch sonst, trotz allen Heimwehs nach den vertrauten Wieblinger Gegebenheiten („Es ist uns ständig bewußt, wie tief unser Verwurzeln in das Badische Land gegangen war und dass sich die innerlichen Verflechtungen nicht lösen lassen.“), schien der Neuanfang in Tutzing unter einem günstigen Stern zu stehen: Dr. Hermann Fink, Schulleiter nach der Einberufung Dr. Raves zum Militär, wurde nicht eingezogen und konnte mit seiner Familie nach Tutzing folgen; für den Religions- und Konfirmandenunterricht wurde Dr. Frommel gewonnen, der als Pfarrer an der Christuskirche 1937 in den Ruhestand getreten war. Auch mit der Kultusbehörde in Karlsruhe bestand Einvernehmen, die der Evakuierung unter dem Vorbehalt zugestimmt hatte, dass die Einrichtung auch am neuen Standort unter badischer Schulaufsicht blieb, was ja der Leitung nur recht sein konnte. Und im Februar 1940 erhielt das Landerziehungsheim die Anerkennung als staatlichen Schulen gleichgestellte Einrichtung, so dass sie nun Beamtenkinder ohne Sondergenehmigung besuchen durften, und dem Ausbau zur Vollanstalt stand auch nichts mehr im Wege.

Am 29. Juli 1940 feierte Elisabeth von Thadden in Tutzing ihren fünfzigsten Geburtstag, zusammen mit ihren Schülerinnen, die Szenen aus dem „Sommernachtstraum“ aufführten, und vielen Gästen – Freunden aus Heidelberg, aber auch neuen Bekannten wie Margot Hausenstein, Gattin des Kulturwissenschaftlers Wilhelm Hausenstein (damals Redakteur der Frankfurter Zeitung, nach 1945 erster deutscher Botschafter in Paris), einer Jüdin und belgischen Katholikin, und der Baronin Martha Reichlin von Meldegg, NS-Frauenschaftsleiterin von Tutzing. Die Festrede hielt Dr. Ernst Reisinger, der Leiter von „Schondorf“, dem benachbarten Landerziehungsheim, der die Jubilarin würdigte:

„Es ist keine kleine Sache, einer Schule in so schwierigen Jahren eine solche Form aufzuprägen. [...] Fräulein von Thadden ist es gelungen, einen Stab von tüchtigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu gewinnen, der ihr in der seelischen, körperlichen und geistigen Betreuung ihrer Mädchen unermüdlich und selbstlos hilft. Sie besitzt einen unbeugsamen Charakter, Ernst und Freude mischen sich in schönem Einklang, kurz, sie zeigt die Züge einer Persönlichkeit, vor der wir uns heute an ihrem Festtag in Ehrfurcht neigen.“⁷

Die Mitarbeiter und Ehemaligen schenkten Elisabeth ein Bismarckbild (der Reichskanzler war in jungen Jahren oft in Trieglaff zu Gast gewesen und hatte dort seine spätere Frau kennengelernt), eine Lenbach-Kopie, die der Maler Herbert von Krumhaar angefertigt hatte. Dieser besuchte seit 1936 regelmäßig das Landerziehungsheim, um als Mitglied der so genannten Oxford-Bewegung die Ziele der „Moralischen Aufrüstung“ zu vermitteln.

Die Schule florierte, so dass man weitere Räume anmietete, und Elisabeth von Thadden erwog, die Schule ganz in Bayern zu etablieren, da ihr auch verschiedene Objekte zum Kauf angeboten wurden. Als ihr im August 1940 vom bayrischen Staatsministerium für Kultus und Unterricht mitgeteilt wurde, dass nach Beendigung des Krieges weitere Privatschuleinrichtungen geschlossen würden und dass es bei dieser Sachlage nicht möglich sei, die Zustimmung zur Errichtung neuer Privatschulen in Bayern zu erteilen, erfasste sie noch nicht den Ernst der Lage, und vor allem ahnte sie nicht, dass die NS-Frauenschaftsleiterin von Tutzing ihre dreizehnjährige Tochter, die als Externe die Obertertia des Landerziehungsheims besuchte, zu Spitzeldiensten anhielt. Diese notierte „Gesinnungsmängel“: Die Englischlehrerin habe das Lied „Rule Britannia“ (das im Schulbuch stand) zum Lernen aufgegeben; ein Jesuitenpater (nämlich der Religionslehrer für die katholischen Schülerinnen) gehe im Haus aus und ein; über die Oxford-Bewegung sei gesprochen worden; die Waffenstillstandsfeier nach Beendigung des Frankreichfeldzuges im Juni 1940 sei mit alttestamentlichen Psalmen (also jüdischen Texten) eröffnet worden, und mit keinem Wort sei des Führers gedacht worden.

Ab November 1940 wurde die Schulleitung mit solchen „Vergehen“ vom bayrischen wie badischen Kultusministerium konfrontiert, und es begann ein zermürender Papierkrieg mit den Behörden, um diese Vorwürfe zu entkräften, zu denen immer neue kamen. So wurde von der Vorsteherin Rechenschaft gefordert, weil bei ihrem 50. Geburtstag „die belgische Vollblutjüdin Hausenstein [...] die Honneurs“ neben ihr gemacht habe, was wohl die NS-Frauenschaftsführerin selbst gemeldet hatte, die vermutlich besondere Ressentiments gegen die geborene Adlige hatte, denn sie selbst war eine Aufsteigerin. Elisabeth, die die Voralpenlandschaft sehr liebte und regelmäßig Urlaubstage in Elmau verbrachte, hatte wohl auch nicht bedacht, dass sie, die Preußin, und ihre Schülerinnen in Tutzing viel stärker als Fremde empfunden wurden, als das in Heidelberg der Fall gewesen war. Hatten schon in Wieblingen einige Nachbarn die „Schlossfräuleins“ recht reserviert betrachtet, so wurden die Mädchen erst recht im traditionsgeprägten, ländlichen Bayern als nicht hingehend angesehen. Wo es noch üblich war, dass jeder jeden grüßte, musste das nur gelegentliche hochdeutsche „Guten Morgen“ der Schülerinnen (schon 1936 kam mehr als die Hälfte von ihnen aus Nord- und Ostdeutschland) verärgern, und so wurde Elisabeth von Thadden dann auch vorgehalten, dass ihre Schülerinnen nicht ordnungsgemäß mit „Heil Hitler“ grüßten. Der Bürgermeister von Tutzing zeigte die Schule wegen nicht vorschriftsmäßiger Verdunklung an. Und von Seiten des örtlichen BDM wurde der fehlende Einsatz der Schülerinnen beim Stricken von 100 Paar Soldatenstrümpfen bemängelt.

Gestapobeamte inspizierten die Schule und rügten, dass kein Hitlerbild aufgehängt war (das befand sich noch in Wieblingen und wurde nun – zu spät – samt gerahmtem Parteiprogramm nach Tutzing beordert). Vor allem aber verhörten sie Elisabeth von

Thadden mehrfach, wobei auch ihre Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche zur Sprache kam, zu der sich ja Pfarrer Frommel ebenfalls bekannte. Dieser Punkt war besonders gefährlich, weil er nahe legte, dass das Landerziehungsheim immer noch eine Konfessionsschule war und somit natürlich nicht im nationalsozialistischen Geist erzog, und als solche hatte sie in den Augen des NS-Staates schon längst keine Daseinsberechtigung mehr. Verschärfend kam noch die Behauptung hinzu, das Landerziehungsheim sei eine „Standesschule“ mit fragwürdigem Leistungsmaßstab.

Was das bayrische Kultusministerium bereits im Dezember 1940 angekündigt hatte, wurde der Schulleitung am 26. Februar 1941 endgültig mitgeteilt, nämlich „dass die Genehmigung zur gastweisen Unterbringung Ihres Schulunternehmens in Bayern mit Ablauf dieses Schuljahrsdrittels zurückgezogen wird“.⁸ Einem Antrag auf Aufschub bis zum Beginn der Sommerferien im Juli wurde nicht stattgegeben – man wollte offensichtlich die unangepasste Schule unter badischer Aufsicht schnellstens loswerden. So musste unter hohem Zeitdruck die Rückkehr organisiert werden, wobei die größte Hürde war, dass die früheren Räume in Wieblingen, in denen inzwischen Volksdeutsche aus der Bukowina untergebracht waren, nicht sofort zur Verfügung standen. Schließlich fand sich als Ausweichquartier das Gästehaus Haarlaß, und erst am 15. Mai konnten alle Schülerinnen wieder ins Wieblingen Schloss einziehen. Aber nichts war mehr beim Alten; das Wohlwollen, das die Schule so lange in Baden genossen hatte, war längst dahin. Das hatte bereits Dr. Fink bei einer Vorsprache am 27. Februar in Karlsruhe gespürt, bei der er zu hören bekam: „Die Klagen über die Schule seit ihrem Aufenthalt in Tützing lassen vermuten, dass es durchaus an nationalsozialistischem Geist fehlt.“⁹ Der Austausch zwischen den beiden Kultusbehörden muss also eng gewesen sein, und im März 1941 ging dann dem badischen Kultusministerium der SD-Bericht als Geheimgabe zu, in dem mit dem Scharfsinn des Feindes festgestellt wurde:

„Die Internatsleiterin, Frl. von Thadden, ist im vollsten Sinn des Begriffes der leitende Geist ihres Töchterheims, [...] die treibende Kraft und gleichzeitig die eigentliche Verantwortliche des Landerziehungsheimes [...] deren kirchliche und religiöse Bindungen außerordentlich stark sind. [...] Der nationalsozialistische Staat und seine Gemeinschaftserziehung werden in diesem Landerziehungsheim keineswegs offen bekämpft, sondern womöglich ganz einfach aufgehoben, durch die Macht überlieferter Haltung und eingefleischter Gesinnung. [...] Das Landerziehungsheim [...] wird auch weiterhin [...] seine Schülerinnen auf ‚christlicher Grundlage‘ [...] erziehen.“¹⁰

Nachdem Elisabeth von Thadden nun ins Visier des Staatssicherheitsdienstes geraten war, waren alle ihre hektischen Bemühungen, die Schule zu retten, zum Scheitern verurteilt. Die Schulpolitik wurde inzwischen auch von einer Stelle gelenkt, auf die Elisabeth von Thadden keinerlei Einfluss nehmen konnte, nämlich von Martin Bormann in der „Parteikanzlei“, der sich auch der Reichserziehungsminister Bernhard Rust unterordnete. So wurde Anfang April in Karlsruhe entschieden, „dass aufgrund der bisherigen Feststellungen, insbesondere des SD-Berichts, die Schule auf Ende des Schuljahrs 1940/41 zu schließen ist“.¹¹ Mit Datum vom 14. Mai wurde die Schulleitung informiert, dass ihr die Genehmigung zum Betrieb eines Landerziehungsheims entzogen worden sei, „da das

private Unterrichtsunternehmen nicht eine ausreichende Gewähr für eine nationalsozialistische Erziehung der Jugendlichen“ biete.¹² Im Zusammenhang mit der Umwandlung zahlreicher privater – besonders noch existierender evangelischer – Schulen mit Internat in „Deutsche Heimschulen“ im Frühjahr 1941 ist dann der Erlass des badischen Kultusministers vom 15. Mai 1941 zu sehen, der verfügte, dass „die private Oberschule für Mädchen, Landerziehungsheim Schloß Wieblingen [...] mit Beginn der Sommerferien [...] in ihrer bisherigen Form aufgehoben“ ist. „Sie wird vom Wiederbeginn des neuen Schuljahres, vom 28. August an, als staatliche Oberschule für Mädchen mit Schülerheim weitergeführt.“¹³ Die Schülerinnen und auch die meisten Lehrkräfte durften also bleiben, aber Elisabeth von Thadden hatte ihr Wirkungsfeld und ihren Lebensraum verloren.

Berlin (1941–1944)

Tief war die Krise, in die Elisabeth von Thadden – nun das zweite Mal entwurzelt – stürzte, denn noch einmal eine adäquate Wirkungsmöglichkeit zu finden, konnte sie kaum mehr hoffen. Die Zeitumstände waren auch nicht ermutigend: Nach dem Balkanfeldzug im Frühjahr 1941 weitete sich der Krieg mit dem Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion noch einmal aus, was bei nachdenklichen Menschen ungute Erinnerungen weckte. Und wie weit der Terror schon im Innern ging, hatte sie ja selbst erfahren.

Elisabeth fand in Berlin, wo sie noch immer einen großen Bekanntenkreis und auch Familienangehörige hatte, eine Bleibe, und zwar im Hause Anna von Gierkes, bei der sich regelmäßig ein ökumenisch orientierter Kreis gebildeter Menschen zu Bibelarbeit und Vorträgen traf. Unter diesen Nonkonformen, die immerhin so weit gingen, dass sie Lebensmittelmarken für untergetauchte Juden sammelten, konnte sich Elisabeth von Thadden zu Hause fühlen. Solange sie noch keine neue Arbeit gefunden hatte, die sie im Bereich des Roten Kreuzes anstrebte, nahm sie sich viel Zeit für Treffen mit ehemaligen Schülerinnen; mit diesen in Kontakt zu bleiben, war ihr immer ein besonderes Anliegen gewesen, dem auch die regelmäßigen Rundbriefe dienten. Durch Irmgard Zarden, ehemalige Frauenschülerin, die jetzt als Sekretärin in Berlin arbeitete, intensivierte sich der Kontakt zu deren Vater Arthur, der bereits 1933 seinen Dienst als Staatssekretär quittiert hatte. Er gehörte dem so genannten Solf-Kreis an, zu dem vor allem (meist ehemalige) Diplomaten zählten, die im Dissens mit dem NS-Regime standen, aber nicht gezielt politische Pläne entwickelten wie zum Beispiel der Kreisauer Kreis oder die Gruppierung um Carl Goerdeler. Zu dieser war 1942 Dr. Otto Carl Kiep gestoßen, den Elisabeth aber schon länger kannte, da er mit ihrem Bruder Reinold befreundet war und eine Tochter als Schülerin nach Wieblingen geschickt hatte. Zu Elisabeths Freundeskreis gehörte auch die weitläufig verwandte Familie des Legationsrates Albert Hilger van Scherpenberg, mit dessen Frau Inge sich Elisabeth häufig während der Tutzinger Zeit auf dem Peißenberg getroffen hatte, wo Scherpenbergs seit 1937 ein Anwesen besaßen.

Das Rote Kreuz in Berlin zeigte kein großes Interesse an einer Mitarbeit Elisabeths, die aufgrund eines Ruhegehaltsvertrages mit dem fortbestehenden Trägerverein wenigstens in bescheidenem Maße finanziell abgesichert war. Schließlich wurde sie in untergeordneter Tätigkeit in der Babelsberger Zentralverwaltung beschäftigt, nämlich mit dem Sortieren von gespendeten Büchern für Kriegsgefangene. Immer wieder einmal keimte in ihr die

Hoffnung auf, die Schule zurückzubekommen, was unrealistisch war angesichts der zunehmenden „Gleichschaltung“ der noch verbliebenen privaten Einrichtungen und Institutionen sowie der Unterdrückung nicht konformer Meinungen. So waren auch die Zusammenkünfte bei Anna von Gierke Ende 1942 verboten worden. Schließlich stellte man Elisabeth von Thadden im Sommer 1943 in Aussicht, dass sie die Leitung eines Soldatenheimes in Frankreich bekäme, wenn sie zuvor eine Art Praktikum als einfache Helferin mache. Elisabeth nahm diese an sich demütigende Bedingung notgedrungen an und arbeitete zunächst in einem Soldatenheim an der französischen Kanalküste, dann in Meaux bei Paris.

Im Spätsommer 1943 erhielt Elisabeth Urlaub, weil das Haus in der Carmer Straße in Berlin, in dem sich ihre Wohnung befand, von einer Bombe getroffen worden war, die allerdings keinen großen Schaden angerichtet hatte. So konnte Elisabeth zur Feier des 50. Geburtstages ihrer Schwester Marie-Agnes Braune, genannt „Anza“, eine Nachmittagsveranstaltung organisieren. Diese lebte bei Verwandten in Schönfließ bei Berlin, deren Haushalt sie führte. Da dort gerade ein Familienfest begangen wurde, richtete Elisabeth für sie die Geburtstagsfeier aus, zu der sie Gäste aus ihrem Freundeskreis einlud: Inge van Scherpenberg war mit ihren Kindern in Bayern, so erschien ihr Mann; ebenso der Gesandte Otto Kiep statt seiner abwesenden Frau; weiter Arthur Zarden und dessen Tochter Irmgard, die erst später kommen konnte; Fanny von Kurowsky und Anzas Freundin Anna Rühle, beide in der Sozialarbeit tätig; und schließlich die noch kurzfristig eingeladene Hanna Solf, deren Tochter verhindert war. Zu diesen Gästen, die einander mehr oder weniger bekannt waren, stieß noch ein junger Arzt, Dr. Paul Reckzeh, der sich am Tag zuvor bei Elisabeth mit einem Brief ihrer Schweizer Freundin Bianca Segantini eingeführt hatte und von der Gastgeberin spontan zu der Geburtstagsfeier gebeten worden war.

Ein Mann um die Dreißig, der im vierten Kriegsjahr nicht bei der Wehrmacht war und in die Schweiz reisen konnte, hätte eigentlich zumindest Verwunderung erregen müssen, aber Misstrauen gegen Menschen und vorsichtiges Prüfen der jeweiligen Situation lagen der temperamentvollen Elisabeth nicht, der auf der Straße zu begegnen schon in Heidelberg manche gleich gesinnte Bekannte vermieden hatten, weil sie deren direkte regimekritische Äußerungen in der Öffentlichkeit fürchteten. Aber auch Elisabeths Gäste Kiep, Zarden und Scherpenberg, die sehr viel besser die politische Lage und die Abgründe des NS-Regimes kannten, hielten sich nicht bedeckt, und so nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Reckzeh seinerseits, ein Meister der Verstellung, beteiligte sich als *Agent provocateur* eifrig an der Unterhaltung, die an diesem Tag, ausgelöst durch die Nachricht, dass die italienische Regierung Geheimverhandlungen mit den Alliierten über einen Waffenstillstand geführt habe, sofort ins politische Fahrwasser geriet. Niemand in der Runde glaubte mehr an einen militärischen Sieg, und die Überlegungen drehten sich um die Frage, wie baldige Friedensverhandlungen zu erreichen wären und wie eine Neuordnung nach Hitler aussehen könnte. Elisabeth von Thadden erwog, entsprechend ihrer sozialen Ausrichtung, die nötigen Hilfsmaßnahmen und setzte ihre Hoffnung auf die Quäker.

Diese Äußerungen – in den Augen der Nazis, die allein auf ihren Machterhalt fixiert waren, „defätistisch“ und „landesverräterisch“ – berichtete Reckzeh, der auch noch von

Elisabeth und Frau Solf je einen Brief in die Schweiz erhalten hatte, sofort seinen Auftraggebern bei der Gestapo. Diese hatten ihn ursprünglich beauftragt, Verbindungen zwischen Exil- und deutschen Widerstandgruppen auszuforschen, und deswegen in die Schweiz geschickt. Siegmund-Schultze, bei dem sich Reckzeh als Bote des deutschen Widerstandes ausgegeben hatte, war aufgrund widersprüchlicher Angaben des Besuchers skeptisch geblieben. Da Reckzeh auch sonst nicht viel in Zürich hatte ausrichten können, war er dann zusammen mit seiner Frau in das Engadin gereist, um Bianca Segantini zu besuchen, die seit den zwanziger Jahren mit Reckzehs Eltern (der Vater war ein hoch angesehener Mediziner und später mit Professorentitel Leiter der Charité in Berlin) befreundet war und sich oft mit dem Heranwachsenden und seinen Problemen beschäftigt hatte. Reckzeh und seiner Frau war es gelungen, Bianca Segantini, die den Nationalsozialismus entschieden ablehnte, zu täuschen und jenen Brief („Nimm dich dieses jungen Mannes an!“) zu erhalten, mit dem wiederum Elisabeth getäuscht wurde. Das gesellschaftliche Beziehungsgeflecht, das so lange hilfreich gewesen war, wurde zur Falle.

Infolge des Berichtes von Reckzeh verfügte die Gestapo für die Teilnehmer der Geburtstagsfeier und einige Kontaktpersonen Telefonüberwachung, von der Kiep auf Umwegen erfuhr. Ihm und allen anderen war sofort klar, dass Reckzeh der Spitzel gewesen sein musste, der nun bei den Gewarnten nichts Wesentliches mehr erreichen konnte. Diese waren sich des drohenden Unheils durchaus bewusst. Eine Fluchtmöglichkeit in die Schweiz schlug Elisabeth, die sich die größten Vorwürfe ob ihrer Vertrauensseligkeit machte, aber aus, da sie die Belasteten nicht noch mehr gefährden wollte. So reiste sie wieder nach Meaux, um eine Vertretung im dortigen Soldatenheim zu übernehmen; dort wurde sie dann am 13. Januar 1944 verhaftet, nach Paris gebracht, dort stundenlang verhört, nach Berlin überstellt und im Gefängnis am Alexanderplatz weiteren nächtlichen Verhören unterzogen. Welcher Art diese Vernehmungen waren, verdeutlicht die Tatsache, dass Arthur Zarden, der wie alle Gäste und einige Kontaktpersonen zwischenzeitlich verhaftet worden war, sich am 18. Januar nach einem Verhör in einem unbewachten Augenblick aus dem Fenster stürzte und seinen tödlichen Verletzungen erlag. Nach und nach wurden alle Verhafteten in Einzelzellen des Strafbunkers im KZ Ravensbrück untergebracht, streng isoliert; nur einmal wurde Elisabeth gezielt mit ihren ehemaligen Gästen und ihrer Freundin Elisabeth Wirth (Tochter des in der Schweiz lebenden ehemaligen Reichskanzlers Joseph Wirth) konfrontiert, was Elisabeth tief verstörte, fühlte sie sich doch schuldig an deren Schicksal. Wie die Gefangenen behandelt wurden, ist bekannt: Ziel war es, sie zu brechen, ihre Persönlichkeit zu zerstören. Jeder Willkür waren sie preisgegeben, ohne den geringsten Schutz und Beistand, abgeschnitten von fast allen Kontakten zu Freunden und Verwandten, geschwächt durch Schlafentzug und unzureichende Ernährung. Aus dem nach Kriegsende verfaßten Bericht der Kriminalbeamtin Hedwig Pinsk, die zuvor Kreisfürsorgerin in Greifenberg gewesen war und wie wenige in einer solchen Position unter den Bedingungen des Unrechtsregimes Menschlichkeit bewahrt hatte, geht hervor, wie fest Elisabeths Verankerung im christlichen Glauben war, über den die beiden Frauen lange Gespräche führten. Diese Verankerung hielt auch in der schwersten Krise. Kurz vor ihrer Verhaftung hatte Elisabeth ihrer Freundin Inge van Scherpenberg ins Stammbuch geschrieben¹⁴:

Unsere Zeit ist nur ein
Durchgang durch Gottes
ewiges Heil.

Ein altes Kirchenwort

So leben und fallen wir alle
Das heissen geschehen Land.
Nur bin ich mir selber verloren
Ich weiss mich in's Wunder geben
Nur falle, so immer ich falle,
In Gottes gebreite Hand:

Vau Graf Holmschein gef.

Elisabeth v. Thadden

Glenn 24. X 1943

Dieses Bewusstsein letzter Geborgenheit hat ihr geholfen, dann auch die Gerichtsverhandlung vor dem Volksgerichtshof und die letzten Wochen in der Todeszelle durchzustehen.

Elisabeths Schwester Anza war aufgrund der intensiven Bemühungen ihres Sohnes, der bei der Kriegsmarine war, zwar im März 1944 freigelassen worden, aber Elisabeth musste schon bald mit dem Schlimmsten rechnen, obwohl oder vielleicht gerade weil ihr keine konspirative Tätigkeit nachgewiesen werden konnte. Als Adlige, also Angehörige der alten Eliten, und dazu Mitglied der Bekennenden Kirche war sie auf jeden Fall jemand, auf den sich der ganze Hass der Nazi-Gewaltigen richtete. Hinzukam, dass ihr Gast Kiep wirklich vielfältige Beziehungen zu Personen hatte, die dem politischen Widerstand nahe standen oder sogar angehörten. Als Folge von erpressten Geständnissen war es ja zu einer Kette von Verhaftungen gekommen, die vor allem den so genannten Solf-Kreis betrafen. Kiep war sich seiner ausweglosen Situation voll bewusst, so dass er am 19. Juni einen Selbstmordversuch unternahm, der aber misslang. In der Anklageschrift vom 22. Juni 1944 formulierte dann der Oberreichsanwalt Ernst Lautz:

„Ich klage an, die Angeschuldigten Elisabeth von Thadden, Dr. Kiep und Johanna Solf, durch Wehrkraftzersetzung und durch Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens die Kriegsfeinde des Großdeutschen Reiches begünstigt [...] zu haben [...] Die Angeschuldigten [...] haben im September 1943 in Berlin bei einer Teegesellschaft und teilweise bei anderen Gelegenheiten anderen Personen gegenüber die Auffassung vertreten, der gegenwärtige Krieg sei für Deutschland verloren und es sei daher an der Zeit, geeignete Männer für eine neue deutsche Regierung zu suchen.“

Den Mitangeklagten wurde Unterlassung der Anzeige vorgeworfen.¹⁵

Elisabeth von Thadden war, wie auch die anderen weiblichen Angeklagten, inzwischen in das Zuchthaus Cottbus verlegt worden, Kiep und Scherpenberg in das Zuchthaus Brandenburg-Gören, schließlich unmittelbar vor Prozessbeginn in das Justizgefängnis Moabit. Am 1. Juli um 8.30 Uhr begann die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof, die öffentlich war, so dass Verwandte und Freunde der Angeklagten teilnehmen konnten, so Elisabeths Schwester Ehrengard und Anza als Zeugin. Daher gibt es auch Berichte über den Verlauf der Gerichtsverhandlung. Nach der Verlesung der Anklage und den Vernehmungen zur Person wurden das Verfahren gegen Frau Solf abgetrennt und dann die Zeugen gehört, vorrangig Reckzeh. Im Gegensatz zu Elisabeth von Thadden, die nur einen Pflichtverteidiger hatte, der sich nicht äußerte, wurde Kiep engagiert verteidigt, freilich ohne Erfolg, denn die Urteile standen ja ohnehin fest. Roland Freisler entfaltete seine berüchtigte perfide Taktik auch in diesem Schauprozess, der mit einer kurzen Unterbrechung fast 14 Stunden dauerte. Schließlich wurden Fanny von Kurowsky und Irmgard Zarden freigesprochen und Scherpenberg zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem die Todesurteile gegen die beiden Hauptangeklagten verkündet worden waren:

„Im Namen des Volkes: In der Strafsache gegen [...] Elisabeth von Thadden [...] haben [...] der Präsident des Volksgerichtshofes, Dr. Freisler, und [die Beisitzer] für Recht erkannt [...] als Frau aus einem preußischen Adelsgeschlecht [...] in

führender Erzieherstellung [...] hat sie durch Zweifel an unserm Endsieg Wehrkraft beeinträchtigt. [...] Es wird ihr die Ehre für immer abgesprochen, und sie wird mit dem Tode bestraft [...].“

Das Todesurteil gegen Kiep folgte, und Freisler begründete: „Unserem Siege ist es der Volksgerichtshof schuldig, so treulose Verräter zum Tode zu verurteilen“ und endete: „Die Verurteilten haben die Kosten des Verfahrens zu tragen.“

Von da an saß Elisabeth von Thadden mit gefesselten Händen in der Todeszelle. Hatte zumindest die Familie noch Hoffnung auf ein Gnadengesuch gesetzt, so war nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 jegliche Aussicht auf Rettung verloren; nur der Hinrichtungstermin verzögerte sich. In den letzten Tagen und Stunden hat Elisabeth innerlich von dem gelebt, was sie an Bibel- und Liedtexten auswendig wusste. Am 8. September schrieb sie in einem Abschiedsbrief: „[...] ich gehe aus dieser räumlich-zeitlichen Welt zu dem Vater, dessen Kind und Erbe ich bin.“ Die letzten Worte, die der Gefängnispfarrer von ihr hörte, ehe die Tür des Hinrichtungsraumes in Berlin-Plötzensee hinter ihr zufiel, waren Verse aus Paul Gerhards Choral „Befehl du deine Wege“:

„Mach End, o Herr, mach Ende mit aller unsrer Not,
stärk unsre Füß und Hände ...“

So hat Elisabeth auf das vertraut, was der Schluss dieser Choralstrophe verheißt:

„stärk unsre Füß und Hände und lass bis in den Tod
uns allzeit deiner Pflege und Treu empfohlen sein,
so gehen unsre Wege gewiss zum Himmel ein.“

Epilog: Das geistige Erbe in Wieblingen

Das Schicksal Elisabeth von Thaddens fand vor dem Kriegsende keine Erwähnung in der Heidelberger Presse, nicht einmal über die Verstaatlichung der Schule war eine Notiz erschienen. Erst am 7. November 1941 wurde die Öffentlichkeit über die neue staatliche Oberschule in Wieblingen informiert, in der sich aber nicht viel geändert zu haben schien nach dem, was in dem nationalsozialistischen Kampfblatt „Volksgemeinschaft“ zu lesen war. Und tatsächlich war der Schulalltag ohne gravierende Eingriffe unter dem staatlichen Kommissar Prof. Dr. Philipp Leibrecht weitergegangen, der vornehmlich darauf achtete, dass die vorgeschriebenen Rituale wie Flaggenhissung und Gemeinschaftsempfang von Führerreden im Radio korrekt durchgeführt wurden. Ideologischen Druck übte er nicht aus, vielmehr soll er Schülerinnen, die sich in der Öffentlichkeit nicht linientreu verhielten, unter vier Augen ermahnt haben, vorsichtig zu sein. So galt die Schule auch noch unter dem Parteigenossen Leibrecht, der sogar persönlichen Kontakt zu Elisabeth von Thadden gehabt haben soll, als „nazifrei“. Diese war noch im Mai 1943 zu einer Vorstandssitzung des alten Trägervereins nach Heidelberg gekommen.

Am 21. März 1945 endete auf ministerielle Anordnung der Unterricht in allen badi-schen Schulen, und als am 30. März amerikanische Truppen Heidelberg besetzten und

das Wieblinger Schlossgelände beschlagnahmten, nahm Dr. Leibrecht die letzten Heim-schülerinnen, die nicht hatten nach Hause zurückkehren können, in seine Wohnung in Heidelberg auf.

Bald nach Kriegsende fand sich ein „Freundeskreis Elisabeth von Thadden“ zusammen, um deren Lebenswerk zu retten. Führend in diesem Bemühen waren Pfarrer Hermann Maas, der die Internierung überlebt hatte und nun als „Kreisdekan“ (später Prälat) von Heidelberg aus die Kirchenleitung in Nordbaden vertrat; ferner Dr. Marie Baum und Prof. Reinhold Buchwald, der sein Universitätsamt im Dritten Reich verloren hatte. Unbelastete Lehrkräfte aus dem ehemaligen Kollegium und neue gleicher Geisteshaltung wurden gewonnen und erhielten die notwendige Lehrerlaubnis von den amerikanischen Besatzungsbehörden. Unter schwierigsten Bedingungen begann am 7. Januar 1946 der Unterricht der Elisabeth-von-Thadden-Schule mit Paula Schenkel als Schulleiterin, die schon in den dreißiger Jahren in Wieblingen unterrichtet hatte, und mit Hannah Walz als Geschäftsführerin, deren Schwester als Sekretärin im Landerziehungsheim gearbeitet hatte. In langwierigen Verhandlungen mit den amerikanischen Besatzungsbehörden konnte erreicht werden, dass schrittweise 1947 das Schlossgelände freigegeben wurde, welches völlig verwahrlost war. Mit viel Eigenarbeit und Improvisationskunst wurden Voraussetzungen für die Wiedereröffnung des Internats geschaffen, das schnell voll belegt war: Viele Mädchen kamen wie einst aus nord- und ostdeutschen Familien, nun aber als Flüchtlinge, als Ausgebombte oder Enteignete, die dankbar waren, eine Bleibe gefunden zu haben.

Am 3. Juni 1949 wurde die Urne mit den sterblichen Überresten Elisabeth von Thaddens neben der Kapelle im Park der von ihr gegründeten Schule beigesetzt. Elisabeths erste Heimat Trieglaff war unzugänglich geworden (erst 60 Jahre nach ihrem Tod konnte am dortigen Familienfriedhof eine Gedenktafel angebracht werden), so fand sie ihre letzte Ruhestätte in ihrer zweiten Heimat, in Baden – eine besondere Fügung, denn den meisten Opfern des NS-Regimes blieb überhaupt eine Bestattung versagt. Prälat Hermann Maas stellte seine Ansprache im Trauergottesdienst unter das Bibelwort „Lobe den Herrn, oh meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.“ Diesen Psalmvers hatte Elisabeth am Tage ihrer Hinrichtung oben auf den Abschiedsbrief an ihre Familie gesetzt.

Wenige Schulen tragen den Namen ihres Gründers, wohl keine hat sein Grab in Sichtweite. So bleibt das Andenken an Elisabeth von Thadden in Wieblingen in besonderer Weise lebendig als fortdauernde Verpflichtung und Herausforderung, als Maßstab aller pädagogischen Arbeit.

Im Jahre 2002 wurde die Elisabeth-von-Thadden-Schule, die sich zu einem mehrzügigen Gymnasium mit rund 900 Schülerinnen und Schülern entwickelt hat, Mitglied der Schulstiftung der Evangelischen Landeskirche in Baden, die einst die Schulgründung unterstützt hatte und nun für die Fortdauer des Erbes von Elisabeth von Thadden einsteht.

Quellen und Literatur

Quellen

- Archiv der Elisabeth-von-Thadden-Schule, Heidelberg-Wieblingen (zit.: AThS)
 Evangelisches Zentralarchiv in Berlin (zit.: EZA): Bestand 51/S II b 6 (Friedrich Siegmund-Schulze)
 Generallandesarchiv Karlsruhe (zit.: GLA): 235/42592
 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe (zit.: LKA): GA 4468
 VP-Zeitung, Rundbrief des Vereins der ehemal. Schülerinnen des Viktoria-Pensionats Baden-Baden.
 Schwinge, Gerhard (Hrsg.): Die Evangelische Landeskirche in Baden im Dritten Reich – Quellen zu ihrer Geschichte. Bd. V, Karlsruhe 2004 (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evang. Landeskirche in Baden, Bd. 61), hier S. 237–246: Elisabeth von Thadden, konservatives Mitglied der Bekennenden Kirche und Verurteilte des Widerstands, von 1938 bis zu ihrer Hinrichtung 1944

Literatur

- Lühe, Irmgard von der: Elisabeth von Thadden. Ein Schicksal unserer Zeit, Düsseldorf/Köln 1966, 291 S. (erste Biographie, verfasst von einer ehemaligen Schülerin, welche noch viele Zeitzeugen befragen konnte)
 Riemenschneider, Matthias u. Thierfelder, Jörg (Hrsg.): Elisabeth von Thadden. Gestalten – Widerstehen – Erleiden, (Edition Zeitzeugen) Karlsruhe 2002, 264 S., Abb. (umfassende Aufsatzsammlung mit detaillierten Angaben, auch zur Literatur; gibt den aktuellen Forschungsstand wieder) (zit.: Riemenschneider/Thierfelder)
Zur Schulgeschichte über 1941 hinaus:
 Elisabeth-von-Thadden-Schule Heidelberg-Wieblingen 1927–1987. Annäherung an eine 60jährige Schulgeschichte, Heidelberg 1987
 75 Jahre Elisabeth-von-Thadden-Schule 1927–2002, Heidelberg 2002

Anmerkungen

- 1 Nachlass Ricarda Huch, Abschrift im AThS.
- 2 Nach: Riemenschneider/Thierfelder, S. 107.
- 3 LKA GA 4468.
- 4 AThS.
- 5 Redemanuskript im AThS.
- 6 GLA 235/42592.
- 7 Redemanuskript im AThS.
- 8 AThS.
- 9 GLA 235/42592.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd.
- 12 AThS.
- 13 AThS.
- 14 Autograph im AThS: Unsere Zeit ist nur ein Durchgang durch Gottes ewiges Heute. – Ein alter Kirchenvater. – So leben und fallen wir alles, / Hat keiner gesicherten Stand. / Und bin ich mir selber verloren, / Ich weiss mich in's Wunder geboren / Und falle, wo immer ich falle, / In Gottes gebreitete Hand. – Paul Graf Hahnstein gef. – Elisabeth v. Thadden -Elmau 24. X. 1943
- 15 Riemenschneider/Thierfelder, S. 145.